

Romeo und Julia

Autor(en): **Keller, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwngart fragte sich: „Beide verschuldet? Was sprach er?“

„Wenn ich nicht irre,“ redete Hauptmann Wyß, „bin ich die Ursache Ihres Fehltrittes, indem ich Ihnen den Urlaub versagte, nicht wahr?“

Zwngart wußte erst keine Entgegnung. Dann stammelte er: „O, Herr Hauptmann — ich selber — ich war von Sinnen, ich dachte gar nicht, ich hätte ihr ja doch nicht geholfen!“

„Genug!“ kürzte der andere. „Sie sind auch schuldig. Sie wähten, mein böser Kopf allein verweigere Ihnen den Urlaub.“

Er blickte gradaus, als beachte er Zwngart gar nicht, und redete halblaut: „Es ist schwer, die Rechte des Einzelnen gegen die Rechte der Allgemeinheit abzuwägen. Vorschriften mögen eines dem andern unterordnen, der fühlende Mensch urteilt nicht so leicht.“

Zwngart bemühte sich umsonst, seinen Worten zu folgen, und seine Neugier spähte noch erfolgloser, als der Hauptmann murmelte: „Eine unsittliche, unpersonliche Macht, der Staat, aber notwendig; denn wie bestünde er sonst? Und er steht über dem Einzelnen!“ Laut rief er dann: „Zwngart, wir vergleichen uns: Ich

befehle Ihnen, daß Sie über den Vorfall unverbrüchliches Schweigen bewahren!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Um drei Uhr holen Sie den Urlaubspañ beim Feldweibel, gehen und begraben Ihre Frau, versorgen Ihre Kinder, kommen wieder und tun Ihre Pflicht. Nehmen Sie eine Birne von meinem Teller! Und leben Sie wohl!“

Zwngart nahm eine Birne. „Danke, Herr Hauptmann! Herr Hauptmann, Füsilier Zwngart meldet sich ab!“

Er schritt über den Hof zum Brunnen: „Schau, Marie, eine Birne; gib dem Brüderchen auch!“ Die Kleine vergaß das Danken und staunte zu dem fremden Manne auf. Der schritt schon auf den Brückstoß zum Wachtmeister. „Wachtmeister, ich möchte mich entschuldigen, ich war verrückt heute mittag!“

„Schon gut, schon gut, Schwamm drüber; ich weiß jetzt. Mein Beileid, Zwngart! Verwunderlich war es schon von Euch anständigem Bürger!“

In diesem Augenblicke sprengte der Hauptmann auf glänzendem Rappen über den Hof ins Feld. Die Tauben flogen auf. Zwngart sah ihm nachdenklich nach und schritt in die Einfahrt. Die Tauben senkten sich wieder, und ihr Flügelschlagen scholl wie heimliches Lachen.

Romeo und Julia.

Nachdruck verboten.

Älteste und ausführliche Quelle der durch Shakespeares Drama berühmten Liebesgeschichte, eingeleitet und übertragen von Dr. Walter Keller, Basel.

Einleitung.

„Liebe ist stark wie der Tod und glühend wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auflösen noch die Ströme sie ertränken.“ Mit diesen Worten faßt der Dichter des Hohen Lieds im Alten Testament die Leidenschaft der Liebe zusammen. Kann es zu diesem Motto ein treffenderes Beispiel geben als die Liebesgeschichte von Romeo und Julia, die durch Shakespeare's Meisterwerk weltberühmt geworden ist?

Schon über hundert Jahre hat Shakespeare's unvergänglich schönes Drama die gelehrte Forschung beschäftigt. Man wünschte zu erfahren, aus welcher Quelle

der Dichter seinen Stoff geschöpft habe. Was die wissenschaftliche Quellenforschung seit dem achtzehnten Jahrhundert als wahrscheinlich oder gewiß erwiesen hat, soll hier in aller Kürze zur Orientierung dargelegt werden.

Der Grundgedanke der Geschichte ist der: Zwei Familien stehen sich in tödlichem Hasse feindlich gegenüber, ihre Kinder aber lieben sich aufs innigste. Aus diesem Gegensatz erwächst die Tragödie. Eine Liebe von der Größe dieser beiden Menschen hat überhaupt keine Stätte hier auf Erden. Sie müssen daher beide untergehen.

Nach Kleins Geschichte des Dramas läßt sich dieser Stoff bis in die indische

Literatur zurückverfolgen. Im Altertum taucht er auf in Gestalt der lieblichen Sagen von Pyramus und Thisbe, von Hero und Leander. Dann bearbeitete ihn ein gewisser Xenophon aus Ephesos in einem mittelgriechischen Roman. Hierauf gelangte dieser uralte Mythos weiter zu den Bretonen Nordfrankreichs und Englands. Von ihnen übernahmen altfranzösische Dichter wie Thomas, Bérout und Chrestien de Troyes und vor allem unser mittelhochdeutsche Meister Gottfried von Straßburg das dankbare Motiv und ließen es durchklingen in der herrlichen Sage von Tristan und Isolde.

Bald darauf bemächtigte sich die in Italien erwachende Novellen-Literatur des beliebten Themas. Unter den Italienern behandelte zuerst Masuccio da Salerno im Jahre 1476 die Erzählung in seinem Novellino. Seine Novelle ist nach Ludwig Fränkel (Zeitschr. f. vergl. Lit.-Gesch. N. F. III—IV, 1890*) der eigentliche Ausgangspunkt aller darauf folgenden Bearbeitungen.

Aus Masuccio nun entlehnte direkt oder indirekt der Oberitaliener Luigi da Porto den Stoff zu seiner Geschichte von „Romeo und Julia“. Er ist der Autor der hier vorliegenden Novelle.

Luigi da Porto, 1485 als Zeitgenosse Raffaels und all der großen Geister der Renaissance geboren, stammte von adeligen Eltern aus Vicenza bei Verona. Am feinen Hofe des Herzogs von Urbino bildete er sich zum Waffenhändler aus und wurde nachher Reiterhauptmann des Dogen von Venedig. In ruhmreichem Kampfe verwundet, zog er sich in seine Vaterstadt Vicenza zurück, bekleidete daselbst angesehene Ämter, schrieb Gedichte und Geschichtswerke in lateinischer und italienischer Sprache und starb allzufrüh im Jahre 1529. Seine Werke sind längst vergessen. Einzig seine Novelle von Romeo und Julia, die 1524 verfaßt, aber erst nach seinem Tode gedruckt wurde, sichert ihm unvergeßliches Gedenken. Luigi da Porto war der erste, der den Schauplatz der Handlung nach

Verona verlegte, während sie früher noch in Siena spielte. Bei ihm tauchen auch zum ersten Mal die uns geläufigen Namen der Hauptpersonen: Montecchi und Cappelletti, Romeo und Julia auf. Ihm gebührt auch das Verdienst, als erster diese Geschichte in eine künstlerisch schöne Form gebracht zu haben. Luigis Novelle erfreute sich einer unglaublichen Beliebtheit und erlebte viele Auflagen. Ein gewisser Clitia brachte sie in elegante Oktaven (1530). Der Novellist Bandello schmückte sie aus und erweiterte sie (1553), ohne Luigi als seinen Gewährsmann zu nennen. Grotto, der blinde Dichter aus dem hübschen Städtchen Adria unweit Venedig, bearbeitete den Stoff zu einem Drama „La Hadriana“ (1572), das mehrere auffallende Anklänge an Shakespeare's Schauspiel aufweist. Endlich nahm Dalla Corte die Sage als wahre Begebenheit in seine Stadtchronik von Verona auf (1594).

Aber ein solcher Stoff bedarf noch des Ausreifens durch Jahrhunderte. Von Italien wanderte die Erzählung weiter nach Frankreich, wo sie innerhalb zwanzig Jahren (1540—1560) nicht weniger als fünfmal überarbeitet wurde, u. a. von Châteaueux in seiner „Tragédie de Roméo et Juliette“. Ja sogar nach Spanien hinüber drang ihr Ruf. Der große spanische Dramatiker Lope de Vega verfaßte 1602 sein Schauspiel „Castelvines y Monteses“ und sein Nachfolger Rojas y Zorrilla schrieb ein Lustspiel, betitelt: „Los Bandos de Verona“ (1650), und belohnte darin die beiden hart geprüften Liebenden mit einer glücklichen Ehe.

Inzwischen waren die zwei französischen Bearbeitungen von Boastuau und Belleforest's „Histoires tragiques“, die beide nichts anderes als Uebersetzungen von Bandellos Romeo-Novelle darstellen, auch längst in England bekannt geworden. Der Engländer Brooke schrieb 1561 eine Versdichtung mit dem Titel: „The tragicall Historie of Romeo and Juliet“, die mancherlei Schönheiten der Sprache aufweist. Sechs Jahre später veröffentlichte William Painter in seinem „Palace of Pleasure“ die „goodly history of the true and

*) Weitere Literatur: E. Koepfel, Studien z. Gesch. der ital. Novelle in der engl. Lit. des 16. Jh., Straßburg 1892.

constant love betweene Rhomeo and Julietta“. Beide folgen fast wörtlich der französischen Version von Boastuau, weniger der von Belleforest. Auf diesen zwei englischen Fassungen beruht endlich Shakespeare's „Romeo and Juliet“ vom Jahre 1593. Durch ihn hat der tausendjährige Stoff die höchste Form erhalten, in der er für alle Zeiten festgelegt ist. Shakespeare schöpfte aus beiden englischen Bearbeitungen, schloß sich aber eher an Brooke an. Schwerlich wird er die italienischen Quellen direkt gekannt haben.

Vergleicht man schließlich all diese Romeo und Julia-Bearbeitungen untereinander, ergibt sich, daß Shakespeare's Drama keine an Liebreiz näher kommt als die altitalienische Novelle von Luigi da Porto, die hier in Uebersetzung folgt. „In einfacher, schlichter Rede, ohne großen Prunk, aber mit vielen Zwigesprächen, die dem Ganzen dramatische Lebendigkeit verleihen, erzählt Luigi das traurige Geschick der beiden Liebenden. Namentlich vermeidet er jeden gelehrten Aufpuß. In volkstümlicher Weise gibt er die Sage für das Volk wieder, wie er sie vielleicht vom Volke hat erzählen hören.“ Zwar erschien einzelnen Forschern wie Schulze (Shakespeare-Jahrbuch XI) die spätere Novelle Bandellos reicher an Glanzlichtern. Mich aber stört jener unwahre, rhetorische Schwulst seiner Gespräche und philosophischen Betrachtungen. Bandello ist so recht das Spiegelbild der an Schnörkeln überladenen Barockzeit, in der er lebte; Luigi dagegen schildert mit rührender Einfachheit. Daher die tiefe Wirkung seiner Novelle. Wer beide Fassungen nebeneinander hält, wendet sich bald von der geschaubten Darstellung Bandellos ab zu dem einfachen Märchentum Luigis. Man könnte seine naive Erzählungskunst am besten vergleichen mit den Gemälden der italienischen Frührenaissance, zu denen wir immer wieder mit Entzücken zurückkehren. Luigis Fabulierkunst erinnert an jene reizenden Legendenbilder Benozzo Gozzolis im toskanischen Bergstädtchen San Gimignano, seine Worte sind so innig, wie wenn Lorenzo di Credi den Engel in der Verkündigung malte, und

seine Frische der Darstellung gleicht etwa den farbenstrahlenden Wandbildern Pinturichios in der prächtigen Dombibliothek zu Siena. Wer Luigis Novelle kennt, wird sie wie jene Bilder nie mehr vergessen.

Uebersetzung.

Zur Zeit, da Bartolommeo della Scala, ein gar lebenswürdiger und feingebildeter Fürst, die Zügel von Verona nach seinem Gutdünken, bald fester, bald freier lenkte, blühten in dieser Stadt zwei sehr edle Familien, die sich, entgegengesetzten Parteien angehörend oder aus persönlichem Hasse, feindlich gegenüber standen. Die eine hieß die der Cappelletti, die andere die der Montecchi.

Einer der beiden, glaubt man mit Bestimmtheit, gehören die jetzt in Udine wohnenden Messere Niccolò und Giovanni an, die sich Monticoli von Verona nennen und die durch ein seltsames Schicksal veranlaßt worden sind, dorthin überzusiedeln. Sie haben auch von ihren Vorfahren wenig an ihren neuen Wohnort mitgebracht, außer ihre Höflichkeit und Artigkeit.

Freilich habe ich beim Lesen einiger alter Urkunden gefunden, daß diese beiden Familien vereint zu einer und derselben Partei gestanden hätten. Dennoch will ich es euch, ohne etwas zu ändern, gerade so erzählen, wie ich es gehört habe.

Es lebten also, wie gesagt, in Verona unter dem genannten Herrscher die eben angeführten adeligen Familien, die vom Himmel, der Natur und dem Glück mit wackeren Männern und Reichümern in gleichem Maße begünstigt worden waren. Unter diesen herrschte, wie es meistens bei größern Häusern der Fall ist (was nun auch der Grund gewesen sein mag), eine grausame Feindschaft, um derentwillen schon mehrere Männer auf beiden Seiten den Tod gefunden hatten, sodaß teils aus Ueberdruß, wie dies oft in ähnlichen Fällen begegnet, teils auch wegen der Drohungen des Fürsten, der die Feindseligkeiten höchst ungern sah, sie endlich davon abließen, sich weiter zu befehden. Ohne also förmlich Frieden zu schließen, traten sie sich mit der Zeit doch so weit nahe, daß ein großer Teil ihrer Angehörigen wieder miteinander sprach.

Wie sie nun so beinahe untereinander versöhnt waren, begab es sich um die Karnevalszeit, daß im Hause des Messere Antonio Cappelletti, eines sehr heitern und aufgeräumten Mannes, der das Haupt der Familie war, viele Festlichkeiten und Maskenbälle bei Tag und bei Nacht veranstaltet wurden, zu welchen fast die ganze Stadt herbeilief.

Dorthin begab sich auch eines Abends ein junger Mann von den Montecchi, seiner Geliebten folgend, wie das so die Art der Liebhaber ist, daß sie ihren Damen nicht allein mit dem Herzen, sondern womöglich auch mit ihrem Leib überall dahin folgen, wohin jene gehen.

Dieser war noch ganz jung, sehr schön und groß von Person, heiter und wohlgesittet. Wie er hernach gleich allen andern die Maske abnahm und in seiner Tracht als Nymphe erkannt wurde, wandte sich kein Auge mehr von ihm, sowohl wegen seiner Schönheit, welche die jeder andern Dame der Gesellschaft, sogar der hübschesten übertraf, als auch aus Verwunderung darüber, daß er und gar bei Nachtzeit in dieses Haus zu kommen gewagt.

Mehr Eindruck aber als auf irgend sonst jemand machte sein Anblick auf die einzige Tochter des genannten Messere Antonio, die über alles Beschreiben schön, voll jugendlicher Anmut und Munterkeit war. Sobald diese den Jüngling erblickte, faßte sie seine Schönheit so tief in ihr Gemüt auf, daß es ihr beim ersten Begegnen ihrer Augen schien, als wäre sie nicht mehr sie selber. Der Jüngling hielt sich ganz schüchtern und allein im Hintergrund und mischte sich nur selten in den Tanz oder in ein Gespräch, da ihn nur die Liebe hierher geführt hatte und ihm bei der Sache nicht ganz wohl zu Mute war. Dies tat dem Mädchen sehr leid; denn sie vernahm, er sei ein gar angenehmer und heiterer Gesellschafter. Schon war Mitternacht vorüber, das Ende des Maskenfestes nahte heran, und der Fackeltanz oder Huttanz, wie man ihn auch nennt (der noch jetzt am Schluß der Festlichkeiten üblich ist), nahm seinen Anfang. Man steht dabei im Kreise, und der Herr wechselt nach Belieben seine Dame, die Dame ihren Herrn. Bei diesem Tanze

nun wurde der Jüngling von einer Dame vertauscht und zufällig neben das schon verliebte Mädchen gestellt. Auf ihrer andern Seite stand ein adeliger Jüngling, namens Marcuccio Guercio, der von Natur sowohl im Juli wie im Januar stets eiskalte Hände hatte. Als nun Romeo Montecchi (so hieß der Jüngling) links von der Dame zu stehen kam und wie es bei dem Tanze gewöhnlich ist, die Schöne seine Hand in die ihrige genommen hatte, sagte das Mädchen auf einmal zu ihm, vielleicht aus Verlangen, ihn reden zu hören: „Gottlob, daß Ihr neben mich kommt, Messere Romeo!“

Darauf versetzte der Jüngling, der schon längst ihre Blicke bemerkt hatte, verwundert über ihre Worte: „Wie? Ihr sagt Gottlob, daß ich komme?“

„Allerdings,“ antwortete sie, „bin ich froh, daß Ihr neben mich kommt; so könnt Ihr mir wenigstens diese müde Hand warm halten, indes Marcuccio mir die rechte zu Eis erstarren macht.“

Romeo, dadurch etwas mutiger geworden, fuhr fort: „Wenn ich Euch mit meiner Hand die Eurige erwärme, so setzt Ihr mit Euern schönen Augen mein Herz in Flammen.“

Das Mädchen lächelte ein wenig, argwöhnte aber, man möchte sehen oder hören, daß sie mit ihm spreche, und sagte nur noch: „Ich schwöre Euch, Romeo, bei meiner Ehre, es ist niemand hier, der meinen Augen so wohl gefällt wie Ihr.“

Darauf antwortete der Jüngling, ganz von Liebe entflammt: „Wie beschaffen ich auch sei, so bin ich, wofern es Euch nicht mißfällt, Eurer Schönheit treuer Diener.“

Bald nachher war das Fest zu Ende, und Romeo überlegte im Heimgehen die bisherige Grausamkeit seiner früheren Geliebten, die für so vieles Sehnen ihm so geringen Lohn gab, und beschloß, sofern es ihr genehm wäre, sich ganz dieser Dame zu weihen, obgleich sie der Familie seiner Erbfeinde angehöre.

Auf der andern Seite dachte das Mädchen fast an nichts als an ihn und gelangte nach vielen Seufzern immer fester zu der Ansicht, wie unendlich glücklich sie sein müßte, wenn sie Romeo zum Gatten bekommen könnte. Aber wegen der

Feindschaft zwischen den beiden Häusern war sie sehr ängstlich und hatte wenig Hoffnung, ein so erfreuliches Ziel zu erreichen.

So von Zweifeln hin- und hergetrieben, sagte sie oftmals zu sich selbst: „Ich Törrin! Von welcher Lockung laß ich mich in ein so seltsam Labyrinth verleiten, wo ich ohne Führer bleibe und nicht wieder heraus könnte, wenn ich auch wollte, da Romeo mich nicht liebt. Denn bei der Feindschaft gegen meine Familie kann er's auf gar nichts anderes abgesehen haben als auf meine Schande, und sollte er mich auch ernstlich zu seiner Frau begehren, so würde doch mein Vater sich niemals dazu verstehen, mich ihm zu überlassen.“

Dann kam sie wieder auf andere Gedanken und sagte: „Wer weiß, vielleicht gerade, um den Frieden zu befestigen zwischen den beiden Häusern, die schon müde und überdrüssig sind, sich immerwährend zu befehlen, vielleicht gerade dadurch könnte es mir noch gelingen, auf die Art, wie ich es wünsche, in seinen Besitz zu gelangen.“

Und daran hielt sie fest und fing an, ihm durch Blicke Ihre Zuneigung zu bezeugen. Da nun die beiden Liebenden in gleicher Flamme glühten und jedes den schönen Namen und das Bild des andern in der Brust eingegraben trug, huben sie an, bald in der Kirche, bald an einem Fenster ihrer stillen Minne sich zu freuen, so daß es keinem von beiden wohl war, als wenn sie sich sahen.

Er vornehmlich fühlte sich so sehr zu ihrem holden Wesen hingezogen, daß er oft fast die ganze Nacht mit größter Lebensgefahr allein vor dem Hause des geliebten Mädchens weilte und bald an das Fenster ihres Zimmers emporkletterte und sich davor hinsetzte, ohne daß sie oder sonst jemand es wußte, um ihrer süßen Stimme zu lauschen, bald sich auf der Straße niederlegte.

Eines Nachts begab es sich durch Fügung des Liebesgottes, daß der Mond ungewöhnlich hell leuchtete. Während Romeo eben auf ihren Balkon emporsteigen wollte, öffnete das Mädchen, sei es nun zufällig oder weil sie ihn in früheren Nächten gehört hatte, das Fenster, trat

hinaus und sah ihn. Er aber, in der Meinung, nicht sie, sondern sonst jemand öffnete den Balkon, wollte in den Schatten einer Mauer fliehen. Sie erkannte ihn jedoch, rief ihn beim Namen und sagte zu ihm: „Was macht Ihr hier um diese Stunde so allein?“

Er hatte sie indes auch schon erkannt und antwortete: „Wozu die Liebe mich treibt.“

„Wenn man Euch aber hier träfe,“ sagte das Mädchen, „könntet Ihr dann nicht leicht ums Leben kommen?“

„Gnädiges Fräulein,“ antwortete Romeo, „ja freilich könnt' ich hier leicht ums Leben kommen, und das wird auch eines Nachts geschehen, wenn Ihr mir nicht helft. Aber weil ich an jedem andern Orte dem Tode ebenso nahe bin wie hier, so will ich nur suchen, so nahe als möglich bei Euch zu sterben, mit der ich doch ewig zu leben wünschte, wenn es nur dem Himmel und Euch gefiele.“

Darauf antwortete das Mädchen: „Ich würde Euch kein Hindernis sein, wenn Ihr in Ehren mit mir leben wollt. Doch hängt es mehr von Euch ab oder von der Feindschaft, die ich zwischen Euerm Hause und dem meinen bestehen sehe.“

„Ihr dürft mir glauben,“ versetzte der Jüngling, „daß man nichts sehnlicher begehren kann, als ich Euch allezeit zu besitzen wünsche. Und deshalb, wenn Euch nur ebenso darnach verlangt, die meinige zu sein, wie ich mich sehne, Euch anzugehören, so tue ich es gerne und fürchte nicht, daß mich Euch jemand entreiße.“

Nach diesen Worten verabredeten sie, wie sie in einer der folgenden Nächte sich mit mehr Muße sprechen könnten, und so schieden sie beide.

Nachher kam der Jüngling mehrmals hin, um mit ihr Zwiesprache zu halten, und als er sie eines Abends, da viel Schnee fiel, an dem ersehnten Orte wiederfand, sagte er zu ihr: „Ach! Warum laßt Ihr mich so schmachten? Faßt Euch kein Erbarmen mit mir, der ich allnächtlich bei solchem Wetter hier auf der Straße auf Euch warte?“

Das Fräulein antwortete: „O ja, freilich dauert Ihr mich. Aber was soll ich tun? Soll ich Euch bitten, fortzugehen?“

Darauf erhielt sie vom Jüngling zur Antwort: „Laßt mich in Eure Kammer ein. Da könnten wir behaglicher miteinander plaudern.“

Fast entrüstet versetzte hierauf das schöne Mädchen: „Romeo, ich liebe Euch so sehr, wie man nur irgend jemand lieben kann; ja, ich gestatte Euch mehr, als sich mit meinem guten Ruf vereinigen läßt. Ich tue dies überwunden zu Euch und Euren Vorzügen. Aber wenn Ihr glaubt, durch langes Werben oder sonst ein Mittel noch weiter als Liebhaber meiner Gunst und Liebe zu genießen, so gebt diesen Gedanken sogleich auf; denn Ihr mühtet Euch doch mit der Zeit von seiner gänzlichen Unhaltbarkeit überzeugen. Um Euch aber nicht weiter den Gefahren auszusehen, in welchen ich Euer Leben schweben sehe, wenn Ihr jede Nacht in diese Straße kommt, so sag ich Euch, daß, wenn es Euch gefällt, mich als Eure Frau anzunehmen, ich bereit bin, mich Euch ganz hinzugeben und Euch durchaus ohne jede Rücksicht überallhin zu folgen, wohin es Euch beliebt.“

„Dies ist mein einziger Wunsch,“ sagte der Jüngling. „So geschehe es denn gleich!“

„Es mag geschehen, aber es muß hernach bestätigt werden in Gegenwart meines Beichtvaters, des Franziskanerbruders Lorenzo, wenn Ihr wollt, daß ich ganz und gar die Eure sei.“

„O,“ versetzte Romeo, „so ist also der Bruder Lorenzo von Reggio der, der alle Geheimnisse Eures Herzens weiß?“

„Ja,“ sagte sie, „und wir wollen zu meiner Beruhigung lieber alles weitere bis auf die Zusammenkunft mit ihm aufsparen.“

Hernach trafen sie noch vorsichtige Abrede über das, was sie zu tun hätten, und trennten sich für diesmal.

Es gehörte dieser Mönch zum Minoritenorden der Observanz. Er war ein großer Philosoph und beschäftigte sich viel mit Versuchen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Magie. Mit Romeo war er in so inniger Freundschaft verbunden, daß ein festeres Verhältnis zwischen zwei Männern in jener Zeit wohl nicht zu finden gewesen wäre. Denn erstens, um bei dem törichtten Volk in gutem Rufe zu bleiben, und dann, um einigermaßen das Vergnügen der Freundschaft zu genießen, sah sich der Mönch genötigt, sich einem adeligen Jüngling der Stadt anzuvertrauen. Unter allen hatte er nun Romeo ausgewählt, der gefürchtet, mutig und klug war. Ihm hatte er sein Innerstes ganz offen und unverhüllt dargelegt, das er sonst den andern durch Verstellung verborgen hielt.

Romeo suchte ihn daher auf und sagte ihm frei heraus, wie er das geliebte Mädchen zur Frau wünschte und daß sie miteinander übereingekommen, er allein solle der geheime Zeuge ihrer Vermählung sein und darnach den Vermittler machen, damit ihr Vater nachträglich seine Zustimmung erteile.

Der Mönch war damit einverstanden, teils weil er Romeo nichts hätte abschlagen können, ohne großen Schaden zu gewärtigen, teils auch weil er meinte, durch seine Mithilfe könnte die Sache vielleicht zu einem guten Ziele geführt werden. Dies hätte ihm dann große Ehre bei dem Fürsten gebracht und bei allen denen, welche die beiden Häuser gerne in Frieden gesehen hätten.

(Schluß folgt).

Am See

Auf den schimmernden Wassern liegt
 Unter nebligen Schleiern
 Eine große Sehnsucht,
 Die zur leuchtenden Freude würde,
 Wenn die Sonne sie streifte . . .
 Aber die Sonne kommt nicht.
 Schauernd schlingen und schließen die Nebel sich
 Um die Sehnsucht, die unerlöste.

Selene Ziegler, Zürich.